

BUCHBESPRECHUNGEN

Dichtung und Theologie

Kurz, Paul Konrad: Der Fernnahe. Theopoetische Texte. Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag 1994. 195 S., geb., DM 28,–

Gedichte zu besprechen ist nur wenig sinnvoll; viel eher sind wir eingeladen, diese Gedichte selbst zu sprechen oder zu lesen, noch besser: sie meditierend in uns hineinsinken zu lassen. Das gilt sicher gerade auch für die Gedichte und Gedanken, wie sie Paul Konrad Kurz in seinem neuen Buch „Der Fernnahe“ als theopoetische Texte vorlegt. Der Titel deutet schon an, daß Kurz mit seinen Versen und Zeilen um das Geheimnis Gottes kreist. „Ich stelle Dir nach / Ich stelle Dich vor / Ich denke dich mit Gedanken / Ich umkreise Dein Gesagtes ...“ Er läßt – manchmal sehr deutlich – nicht locker, hat im Suchen eine Botschaft, in der Beschreibung ein Anliegen, im angefangenen Gedanken eine Linie, die weiter weist als das geschriebene Wort und mehr Melodie hat als die Silben, die in unserem Herzen ihren eigenen Rythmus finden.

Gedichtbände haben immer die Schwierigkeit, daß eine Frage oder eine Antwort, ein Suchen und ein Finden sich in dem einen Gedicht eröffnet, im andern vielleicht verschließt. Hier ist, sicher in einem besonderen Sinn, der Titel „Der Fernnahe“ immer noch berechtigt. Denn nicht nur Gott zeigt sich in diesen Gedichten als einer, der fern und in der Ferne nah, der nah und in der Nähe allzu fern bleibt. Vielmehr wird auch dem Leser zugemutet, daß er, vielleicht suchend, nicht zum Finder wird, sondern zu einem, der das bisher Geglaubte aus der Selbstverständlichkeit entlassen muß; oder dem Heiliges und Heilendes in einer Sprache eröffnet wird, die ihn erst hinter dem Unheiligen neues Heil erhoffen läßt. Paul Konrad Kurz' Gedichte sind nicht gefällig, seine Sprache, obwohl poetisch, nicht ohne Ärgerlichkeit, sein Rythmus nicht ohne Gegentakt. Aber es lohnt, sich vom Gedanken der Zeilen, oft anders gebrochen als erwartet, fortnehmen zu lassen in eine Ferne, die Nähe meint. Ist Gott spruch-

reif? Wohl kaum, auch in diesen Gedichten nicht. Aber wer wollte heute einen spruchreifen Gott? Oder einen, der anders nah ist als in der Ferne – und fern in der Nähe? Hier kann ein Suchender, dem biblische Geschichten und Geschichte vertraut sind, mit Freude oder mit Verwunderung, ja manchmal mit Verwundung – doch mit Gewinn – weitersuchen. Die Gedichtsammlung hat eine gute Ordnung, aber sie ordnet und verordnet nichts. Der Leser findet adventliche, offene Erwartung, einen Ruf und Rufer, die niemals angenehm waren, das Kreuz und einen Gekreuzigten, die Pieta, er findet einen Jesus, der nicht in unserem Gesangbuch steht, er findet Ostern in der Passion, damit nicht einfachhin offen, nicht leicht und gefällig: „Die Hungeraugen aufgerissen / bis Erleuchtung in verstörte / Ohren fällt.“

Und am Ende des Buches lesen wir – aufmerksamer oder verstehender geworden – eine sehr einführende und hinführende Interpretation von Franz-Josef Steinmetz SJ: Osterpassion. Gut tut auch, Paul Konrad Kurz zuzuhören, was er zur Entstehung seiner Texte „Pieta I, Pieta II“ biographisch eröffnet. Er entschlüsselt nicht, aber er eröffnet.

Jörg Dantscher SJ

Hopkins, Gerard Manley: Journal. Journal (1866–1875) und Frühe Tagebücher (1863–1866). Übersetzt von Peter Waterhouse. Salzburg: Residenz 1994. 279 S., Ln., DM 100,–

Schon die Edition der (erhaltenen Stücke der) Tagebücher des englischen Dichters und Jesuiten durch H. House war eine gewaltige Leseleistung. Eine sehr anerkenenswerte Leistung ist nun auch der Versuch, große Teile daraus in deutscher Übertragung vorzulegen: die Tagebücher vom 2. 5. 1866 bis zum 7. 2. 1875 ganz (9–225), die frühen Notizen in einer knappen Auswahl (229–260). Obwohl man vieles nur dann verstehen wird, wenn man den ausgezeichneten historischen Kommentar heranzieht, der der englischen Originalausgabe durch

H. House und G. Storey beigegeben ist, bekommt man doch einen ausgezeichneten Einblick. Die Jahre, über die Hopkins' Journalenotragungen gehen, enthalten wichtige Stationen seines Lebens: sein Studium in Oxford, seinen Entschluß, katholisch (17. 7. 1866) und dann auch Priester zu werden (Mai 1868), seinen Eintritt in den Jesuitenorden (Sept. 1868), seine philosophischen Studien (1870–1873), sein Praktikum als Lehrer und das erste halbe Jahr seiner Theologie (Sept. 1874 bis Febr. 1875). Was das Journal füllt, sind aber nur nebenbei Erforschungen des eigenen Inneren, Begegnungen mit anderen Menschen oder auch Studienprobleme; es sind überaus differenzierte Wahrnehmungen von Wolkenbildungen und atmosphärischen Farben, von Bäumen, Blumen, Landschaften und Architekturformen, verbunden mit dem Ringen um möglichst plastische und konturierte Beschreibungen und um den Gehalt seltener Worte und Rhythmen. Man hat den Eindruck, daß H. überall, in der zu individueller Gestaltausprägung drängenden Eigenart – inscape (Inbild) und instress (Inwucht) – des Geschaffenen, die Sprache und Kraft des Schöpfers sucht, obwohl er dies nur selten ausdrücklich macht.

Die Übertragung ist eine Art von Nachdichtung, die sich möglichst eng an die eigenartige Sprache und den mit Bildskizzen durchsetzten Text Hopkins hält. Die Kraft des Originals wird dadurch schön deutlich. Allerdings zögert der Übersetzer nicht, um gewisse Assoziationen des Englischen beizubehalten, auch ungewöhnliche deutsche Ausdrücke heranzuziehen: „die Sprühen“ (sprays, für Zweige), „Bühle“ (downs, für Hügel), pullen (to pull, für Rudern), „in Warpen“ (skeined, für gestrahnt o.ä.). Er vermeidet möglichst alle Kommata. Gewiß sind diese Entscheidungen gut überlegt; leider aber fehlt ein Nachwort, in dem etwas über die Prinzipien der Übersetzung und den einen oder anderen Einzelfall gesagt wird. (Auf den angehängten Aufsatz von Grössing und Miglio, zum Wahrnehmen und Denken in hermeneutischen Zirkeln, hätte man hingegen leicht verzichten können). Schade ist, daß der Herausgeber nicht der englischen Ausgabe darin folgt, das jeweilige Jahr in der Kopfzeile anzugeben. Ärgerlich – weil leicht vermeidbar – sind

die zahlreichen Fehler in der Übersetzung der spezifisch religiösen Termini: der Plural von „Pater“ ist „Patres“, nicht: „die Pater“ (50, 136, 150 u.ö.); „secular priests“ sind keine „weltlichen Priester“ (179), sondern „Welt-“ oder „Diözesanpriester“; „Divines“ sind keine „Heiligen“ (179), sondern Theologen; Hopkins entschließt sich nicht, „ein Frommer“ (60), sondern ein „Ordensmann“ (religious) zu werden; wenn er „Scotus über die Sätze“ (Sentences) liest, ist der Sentenzenkommentar des Scotus gemeint (153) usw. Erfreulich hingegen die bibliophile Ausstattung des Bandes, zu dem auch die Wiedergabe zahlreicher feiner Zeichnungen von der Hand Hopkins' gehört.

Gerd Haeffner SJ

Ehrlich, Ansgar: Begegnung statt Kränkung. Die Psychodynamik des Distanzierungsvorgangs von Kirche bei narzisstisch gekränkten Christen (Studien zur Theologie und Praxis der Seelsorge; 12). Würzburg: Echter 1993. 338 S., brosch. DM 48,–

Diese pastoralpsychologische Dissertation an der Universität Passau befaßt sich mit einem besonderen, weithin vernachlässigten Aspekt des gegenwärtigen Problems der zunehmenden Distanzierung von der Kirche. Im Unterschied zur vorwiegend soziologisch ausgerichteten und damit auf eine quantitativ hohe Zahl von Befragten abhebende Ursachenforschung wird hier ein Plädoyer abgelegt für eine qualitativ-biographische, also die (in „narrativen Interviews“ erhobene) Lebensgeschichte einzelner Menschen zur Grundlage nehmende Erforschung der gegenwärtigen Abwendung von der Kirche. Natürlich hat es wenig Sinn, die eine gegen die andere Methode auszuspielen; sie haben beide ihre Stärken und Schwächen (was der Verf. auch klar benennt). Aber um das Phänomen „Kirchendistanzierung“ gerade bei getauften Christen differenzierter zu verstehen, und um auch angemessener in der Seelsorge damit umzugehen, bietet die pastoralpsychologische Sichtweise zweifellos eine große Bereicherung.

Der Verf. beschränkt sich dabei auf einen bestimmten Typ von Christen: nämlich auf solche, die irgendwann in ihrer kirchlichen Biographie eine tiefe und folgen-

schwere Verletzung ihres Selbstwertgefühls („narzistische Kränkung“) durch einen amtlichen Vertreter der Kirche (meistens einen Priester) erfahren haben. Weil sich in solchen Fällen häufig keine Gelegenheit bietet, sie im seelsorglichen Gespräch angemessen aufzuarbeiten, wird sie in verschiedenster Weise kompensiert (z. B. auch durch aggressive Wut auf die Kirche als Grund einer wachsenden Distanzierung von ihr).

Im 1. Teil seiner Arbeit stellt der Verf. die einschlägigen psychologischen Begriffe, Theorien und Methoden vor, mit denen er das genannte Phänomen angemessen beschreiben und analysieren kann. Als eine Hauptursache narzistischer Kränkung in der Kirche erweist sich dabei das tiefsitzende, auf die Kirche übertragene und von ihren Seelsorgern oft gern internalisierte Verhaltensmuster, das die Kirche als treusorgende und umfassend zuständige „Mutter“ betrachtet, von der man alles erwartet und der man darum in kindlicher Abhängigkeit und Unmündigkeit anhängt. Dieses von *beiden* Seiten (oft unbewußt) akzeptierte Bild einer allseits betreuenden Mutter-Kirche, das die Subjektwerdung des Gläubigen nachhaltig verhindert und darum irgendwann unvermeidlich enttäuscht wird, gilt dem Verf. als Hauptgrund für das Auftreten narzistischer Kränkungen, die zur Distanzierung von Kirche führen.

Der 2. Teil legt drei Fallstudien dar, die unter bestimmten Gesichtspunkten systematisiert werden (die Dokumentation dazu befindet sich im Anhang). Im 3. Teil schließlich werden „pastoraltheologische Handlungsvorschläge“ und auch bereits praktizierte Modelle (z. B. der „Grundkurs gemeindlichen Glaubens“) erörtert, die helfen können, solche Kränkungen in der Seelsorge zu vermeiden. Entscheidend geht es dabei um die „pastoral-redemptive Kompetenz“ des Seelsorgers, der auf der „Basis einer gereiften und gefestigten Identität“ zur heilend-befreienden Begegnung mit sich selbst, mit den Menschen und mit Gott fähig ist. Eine realistische „Spiritualität der Selbstannahme“ (202) ist dazu für den Seelsorger unabdingbar.

Diese verständlich geschriebene und darum flüssig lesbare Arbeit behandelt zweifellos manche verdrängte wunde Punkte in Kirche und Seelsorge. Sie deckt untergrün-

dige Zusammenhänge auf, die nicht auf der argumentativen Ebene des Diskurses über Kirche und Glaube, sondern nur auf der emotional-personalen Ebene menschlicher Begegnung bearbeitet werden können. Darum sind auch die Therapievorschlüsse ausgesprochen einsichtig und hilfreich, so daß ich die Lektüre allen Seelsorgern und Seelsorgerinnen vorbehaltlos empfehlen kann.

Eine Frage bleibt mir am Schluß aber dennoch: Sind nicht die Erwartungen entschieden zu hoch, die auf die pastoralpsychologische Prophylaxe gesetzt werden, daß diese nämlich helfen kann, „ein gemeindliches Feld zu bestellen, auf dem keine Kränkung mehr wachsen kann“ (249)? Gerade solche idealisierenden Kirchen- und Gemeindebilder führen nun ihrerseits wieder unweigerlich zu Enttäuschungen, die neue Kränkungen hervorrufen können. Ein nüchternes Rechnen mit der bleibenden Schwäche und Sündigkeit von Gemeinden und (noch so kompetenten) Seelsorgern fördert sowohl die Subjektwerdung der Menschen im Glauben (weil sie ihr Heil eben auch nicht von einer rundum gelingenden Gemeinde erwarten können) als auch das gelassene und kreative Angehen gegen Schwächen und Sünden der Kirche und ihrer Vertreter.

Medard Kehl SJ

Boulad, Henri: Jesus in diesen Tagen. Zwölf moderne Gleichnisse. Salzburg: Otto Müller 1994. 117 S., geb., DM 29,80.

Nicht „in jener Zeit“, sondern „in diesen Tagen“ wird Jesus zu einem Vereinsfest eingeladen, er besucht eine große Frauenklinik, bereist den Libanon, hält Vorträge in Österreich, lebt als Obdachloser in Paris, wird in das Medienzentrum eines Landes gebeten usw. Er beobachtet die verzweifelte Versuche eines Buben, das Radfahren zu erlernen, er betrachtet ein neugeborenes Kind in einem Brutkasten, er weint „große Tränen“ angesichts von Zerstörungswut und Gewalttaten. Er benutzt jede Gelegenheit, um die Menschen anzusprechen oder auf ihre Fragen einzugehen. Es ist ähnlich wie damals „in jener Zeit“: er redete nur in Gleichnissen zu ihnen, seinen Jüngern aber erklärte er alles, wenn er

mit ihnen allein war (Mk 4,34). Und doch ist alles auch anders, denn die „Gleichnisse“ sind unserer Zeit entnommen: z. B. das Fahrrad, der Film, das Bassin, die Betonmauer, der Illegale.

Diese modernen Jesus-Geschichten wurden aus dem Französischen übersetzt und stammen aus der Feder eines ägyptischen Jesuiten, der durch sein soziales Engagement und seine kompromißlose Kritik an gesellschaftlichen Mißständen international bekannt wurde. Auch in diesem Buch spürt man seine unbeschwerte Erzählkunst und sein südländisches Temperament. „Auf zwei Rädern wirst du dein Gleichgewicht nur halten können, wenn du zügig rollst, ja, wenn du tüchtig flitzt“ (10). „So wie der Uterus der Frau der genialste Brutkasten ist, so gilt dasselbe von dieser gewaltigen Schutzglocke, die man als Erdatmosphäre ... bezeichnet hat“ (33). „Das Gottesreich ist wie ein Film, den – wie Ihr sagen würdet – ein ‚unvergleichliches Genie‘ entwarf und selbst in Szene setzte“ (45). Glaubt Ihr denn ernsthaft, daß Gott „Euch mit seinem Willen füttert gerade so wie Ihr heute Eure Computer?“ (67)

Praktische Bibelarbeit darf und muß heute solche neuen Methoden entwickeln wie B. sie einsetzt: Aktualisierung, Anti-Texte, Inszenierung, Provokation, Varianten, Zeitungsbericht. Ich bin überzeugt, daß man durch diese Art des Sprechens einige Bevölkerungsschichten besser erreichen kann. Trotzdem läßt sich eine etwas skeptische Anfrage nicht unterdrücken. Ob die schlichte Direktheit, mit der B. seinen Jesus in unserer Zeit auftreten läßt, dem komplexen Anliegen voll gerecht wird? Jesus lebt gewiß mitten unter uns, in allem und in allen, aber er lebt hier und jetzt als „Auferstandener“ und nicht als bloß transponierter, „wiederbelebter“ Palästinenser von damals. Und deshalb sollte er auch nicht „neben“ uns auftreten, sondern „durch“ gewöhnliche Menschen sprechen, d. h. wirklich als Arbeiter, Kollege, Lehrer, Obdachloser oder Theologe von heute. Gerade dies würde seine gottmenschliche Würde deutlicher zum Ausdruck bringen, die man in den „Gleichnissen“ zuweilen vermißt: „um nicht zu explodieren, biß er sich scharf auf die Lippen“ (77).

Franz-Josef Steinmetz SJ

Gerl-Falkovitz, Hanna-Barbara: Freundinnen. Christliche Frauen aus zwei Jahrtausenden. München: Pfeiffer/Wewel 1994. 152 S., Plastik, DM 26,-.

„Wenn Frauen nie etwas gegolten haben (was ohnehin nicht stimmt), warum sollten sie dann heute etwas gelten? ... Was dringlich nützt, ist das Wegkommen von der Klagemauer ... Es gibt die große Geschichte der jüdisch-christlichen Frauen, die sich mit jeder ‚männlichen‘ Geschichte vergleichen läßt, an Intensität und Glück eines göttlich berührten Lebens“ (7). Mit diesen Sätzen aus dem Vorwort ist auch schon das Thema des Buches in etwa charakterisiert. Also noch ein Buch über Frauen des Glaubens? Es gibt deren doch schon etliche, und tatsächlich werden auch hier wieder einige von ihnen vorgestellt, deren Namen längst in aller Munde sind: Hildegard von Bingen, Hedwig von Schlesien, Caterina von Siena, Ida Friederike Görres. Darüber hinaus aber bietet die Verf. Porträts der biblischen Maria, der Kaiserin Theophanu, der Annette von Droste-Hülshoff sowie einen Aufsatz über die Wahrnehmung der Frau bei Romano Guardini und einen Exkurs zu Werner Bergengruen (Die Nähe der Frau zu Magie und Erlösung).

Was diese (zufällige?) Auswahl von anderen unterscheidet, ist also nicht die Fülle des angebotenen „Materials“, sondern die traditionelle Ausrichtung und die Qualität der Darstellung. „Religion lehrt nicht das Dulden, sie lehrt das unpathetische Durchstehen und Loskommen“ (21). Nicht nur Maria war und ist eine „Herrin, die die Gassen ins Frohe öffnet“ (21). Durchaus Ähnliches wäre bei den anderen „Freundinnen“ zu erkennen, wenn auch auf je verschiedene Weise. So wird bei Theophanu ihre Größe als Christin, Kaiserin und Europäerin herausgestellt. „Steigerung kaiserlicher Macht ist immer zugleich Anschaulichkeit göttlicher Allmacht“ (27). Hildegard, die sich selber vorkommt „wie Asche, wie Aschenfäule, wie verwehender Staub“ (47), erscheint vor allem als siegreiche Kämpferin im Drama zwischen Gott und Mensch. Während Ämter und Repräsentationen für uns heutige fragwürdig geworden sind, bleiben bei Hedwig Leidenschaft und Glut in der Kälte des Amtes erhalten (62). Caterina ihrerseits hat den gleichen Adel, d. h. die gleiche nicht demütigende, sondern freie Kindschaft aller begriffen. Die Bedrängnis der A. Droste-

Hülshoff (ausgelöst durch die Erfahrung des Abgründigen) war es: „Daß die Last der Existenz erlöschen will in der Lust der Nichtexistenz“ (102). Dennoch gelingt auch ihr das unendliche Aufschwingen, Leuchten und Antworten der Seele.

Besonders angesprochen hat mich der letzte Teil des Buches, der Gestalten unseres Jahrhunderts in den Blick nimmt. Da werden Gardinis tiefdringende Thesen über den rätselhaften Kampf der Geschlechter skizziert. Da geht es um I. F. Görres, welche die Tochter eines österreichischen Diplomaten und einer Japanerin war, und die „ihre geistige Herkunft aus zwei so unterschiedlichen Kulturen heftig und zuweilen schmerzlich“ (121) empfand. Ihr Denken war gekennzeichnet vom Aushalten eines „Zwischen“. Ihre Leiden gehören zu jenen, „die aus dem Verzicht auf das geliebte Alte kommen (130), freilich um das unfertige Neue vorzubereiten. Da ist schließlich eine Auseinandersetzung mit W. Bergengruen zu studieren, der sich dazu bekannte, „ein christlicher Heide zu sein“ (133). Es wird eine Grundspannung zwischen dem Zauber der Welt und ihrem göttlichen Überwinder diagnostiziert. In der heutigen „Weltfrömmigkeit“ sei es jedoch entscheidend, die Balance – ähnlich wie Teilhard – auch auf den zweiten Pol zu richten.

Der Leser hat es also mit eindrucksvollen und systematischen Beiträgen zu tun, die das eingangs genannte Anliegen herausfordernd vertreten. Ob diese „Biographien“ freilich auch jene Frauen und Männer zu überzeugen vermögen, denen die Kirche immer noch wie ein löchriger Brunnen vorkommt? (9) bleibt wohl nur eine Hoffnung.

Franz-Josef Steinmetz SJ

Peterson, Erik: Theologische Traktate. Mit einer Einleitung von Barbara Nichtweiß. (= Ausgewählte Schriften; Bd. 1). Würzburg: Echter 1994. 257 S., geb., DM 78,- (Subskr. DM 69,-).

Das Leben des großen Christen, der aus theologischen Gründen zum Katholizismus konvertierte (vgl. GuL 1993, 394), darf – nicht zuletzt aus theologischen Gründen – tragisch genannt werden. Daher ist es verdienstvoll, daß seine Biographie eine 12bändige Werkausgabe in Angriff genommen hat. Vorliegender Band enthält Neuausgaben

kleinerer Schriften (1925–1948), die das Profil des großen Theologen umreißen.

Zuerst ist die kaum wieder erreichte Detailkenntnis der frühchristlichen Welt und Umwelt zu bewundern, mit der Peterson vor dem modernen Computerzeitalter arbeitete. Doch das ist nur Material für seine Theologie. So plädiert er in einer Kampfschrift für die dogmatische Wahrheit des Christentums; denn der Glaube an Christus bedeutet: Gottes Wahrheit ist sichtbar, greifbar und daher auch formulierbar; also weder aufzulösen in dialektische Paradoxe (gegen K. Barth) noch in entmythologisierte Existentialien (gegen Bultmann). Der Briefwechsel mit dem großen liberalen Theologen v. Harnack wie der Traktat „Die Kirche“ zeigen: Man kann die dogmatische Wahrheit von Jesus mit der modernen Bibelforschung nur vereinen, wenn man die Bibel aus der Hand der Kirche, als der von Gott gewollten Institution, entgegennimmt. Brillant und bis heute kontrovers diskutiert ist der berühmte Traktat „Der Monotheismus als politisches Problem“. Gegen eine (auch katholische!) „Reichs-“Theologie zeigt Peterson zur Nazi-Zeit, daß der trinitarische Glaube jede einlinige Übertragung von Religion in Politik (à la: Ein Gott, ein Reich, ein Führer) zerschlägt; das Geheimnis des dreieinen Gottes übersteigt jede Manipulationsmöglichkeit.

Petersons Theologie ist überaus spirituell: In „Zeuge der Wahrheit“ entwirft er eine Märtyrertheologie, die das Kreuz Jesu bis zur letzten Konsequenz ernst nimmt. In der Reflexion über „Was ist der Mensch?“ zeigt er, daß sich das volle Menschsein nur im Gegenüber zu Jesus erfüllen kann. Das Buch „von den Engeln“ entwirft eine himmlisch/irdische Liturgie anhand der Offenbarung des Johannes und frühchristlicher Texte. „Die Kirche aus Juden und Heiden“ ist ein Kommentar zur paulinischen Judentheologie von Röm 9–12, der auch für die heutigen Diskussion um das Erste, das Alte Testament und um Auschwitz Wichtiges sagt.

Peterson bietet keine leichte Lese-Kost. Aber das ständige Aufbrechen theologischer Gedankengänge zur lebendigen Spiritualität wird jeden, der die Auseinandersetzung mit ihm nicht scheut, reich beschenken.

Josef Sudbrack SJ

Wiesel, Elie: Noah oder ein neuer Anfang, Biblische Portraits. Freiburg, Basel, Wien: Herder 1994. 200 S., geb. DM 34,-.

Wege, sich und anderen die Bibel zu erschließen, gibt es viele. Neben den hierzulande bekannten, wie der historisch-kritischen Exegese oder einem tiefenpsychologischen Zugang, nimmt uns Elie Wiesel in seinem jüngsten Buch „Noah oder ein neuer Anfang“ mit auf einen anderen Weg: Die Kommentierung der Schrift in der jüdischen Überlieferung, in Talmud und Midrasch. Acht biblische Gestalten, von Noah über die Söhne Davids bis hin zu Ester werden portraitiert. Das Legendenhafte der jüdischen Überlieferung läßt neue Züge an bekannten und vermeintlich vertrauten Personen lebendig werden, es zeigt neue Facetten auf. Wiesel läßt den Leser teilhaben an den verschiedenen Deutungen einzelner Rabbiner, und so manches Lehrgespräch, wie es im jüdischen Schtetel vor dem Holocaust üblich war, wird wieder lebendig. Talmud und Midrasch appellieren an unsere Phantasie, so der Friedensnobelpreisträger von 1986. „Kann ein Jude ohne Träume leben? Ohne andere zum Träumen anzuregen?“, so fragt Wiesel sich und die Leser angesichts der Träume des Daniel. Dennoch, die Personen der Bibel seien keine mystischen Figuren und ihre Abenteuer keine phantastischen Gespinste, in ihnen schwingt Leben und Wahrheit.

Sprachlich klar und mit viel Liebe zum Detail zeichnet Wiesel den Weg seiner Helden und Helden nach. Manch bekannte Episode bekommt noch einmal neuen Glanz, wie etwa die Besteigung der Arche des Noah: Da ein seltsames Einzeltier namens „Falschheit“ nicht an Bord darf, tut es sich mit einem anderen Einzelgänger, dem „Schlamassel“, zusammen. Beide besteigen nun die Arche und das Schicksal nimmt seinen Lauf – denn was immer der Mensch durch die Falschheit gewinnt, durch das Schlamassel wird er es wieder los. Wenn Wiesel über die Erfahrungen der Juden in der Zeit der Verfolgung und des babylonischen Exils spricht, hört man deutlich die Aktualität heraus, die sich in den biblischen Texten ins Wort hebt. Die erste Tat Noahs, nachdem er die Arche verlassen hat, ist, seinem Gott einen Altar zu bauen und zu beten. Behutsam zieht Elie Wiesel eine Linie zu den Juden, die nach der Befreiung aus Bu-

chenwald zuerst das Kaddish-Gebet anstimmen, um dem Namen Gottes die Ehre zu erweisen. Die biblischen Portraits Wiesels laden dazu ein, sich den Gestalten des „Alten Testaments“ über die ureigene jüdische Überlieferung zu nähern. Dies kann auch zur Bereicherung der eigenen Verkündigung beitragen; das Buch nur als Materialsammlung und Steinbruch zu benutzen, würde ihm aber sicher nicht gerecht werden. Nicht zuletzt aus Respekt vor dem eigenständigen Weg der in ihm gebrauchten Art der Schriftauslegung.

Stephan Brunner

Diefenbach, Manfred: Die Komposition des Lukas-Evangeliums unter Berücksichtigung antiker Rhetorikenelemente (FThS 43). Frankfurt am Main: Knecht 1993. Kart., 253 S., DM 68,-.

Auch Fragen zur Komposition eines Bibeltextes können für das Bemühen einer spirituellen Theologie befruchtend sein. Das beweist die Dissertation von Manfred Diefenbach. Lukas, der unzweifelhaft einen gehobenen Bildungsstand hatte, verdeutlicht mit Hilfe rhetorischer Elemente seine Aussageabsichten. Daraus lassen sich Schlüsse für die Empfängergemeinde ziehen. Vor allem die Benützung von „Anaphern“ als wiederholenden Elementen und „Epiphern“ als Gliederungspunkten hebt seine Hauptanliegen hervor.

So betont er schon in den „lukanischen Vorgeschichten, daß Jesus Christus nicht eine Episode, sondern ein Weltereignis ist, das eine Alternative zur „pax Romana“ des Augustus darstellt. Die Ehrentitel „Retter“, „Messias“ und „Herr“ müssen deshalb gleichermaßen im jüdischen wie im römischen Kontext bedacht werden. Die „Transzendierung Gottes nach unten“ in der Menschwerdung findet dann ihre Korrespondenz in der „Transzendierung nach oben“, wenn Jesus nach Jerusalem „hinaufgeht“, um dort sterbend das Menschsein dem Vatergott zu überantworten. Dieser Weg ist – durch rhetorische Elemente signalisiert – in drei Etappen gegliedert. Jesus wendet sich an das ganze Volk, an seine Jüngerschaft und an die jüdischen Religionsdiener. Durch die Hervorhebung Jerusalems benennt Lukas die „Kontinuität des Urchristentums mit seinen jüdischen Wurzeln“ (189). Die Tendenz, Einzel-Person-Episoden durch Sammelberichte zu

universalisieren, hat die Absicht, das Erzählte nicht „in jener Zeit“ zu belassen, sondern die Leserschaft einzubeziehen.

Daß diese Leserschaft bei den sozial Bessergestellten gesucht werden muß, widerspricht nicht der Tendenz, für die Armen Partei zu ergreifen. Lukas setzt alle rhetorischen Mittel ein, um die Bessergestellten für die sozial Schwachen zu interessieren. So ist sein theologisches Anliegen ekklesiologisch. Die Gemeinde Jesu Christi soll sich als „mitsorgendes Subjekt“ verstehen, indem sie die sozialen Klüfte überbrückt. Dazu kommt noch als weiteres Anliegen die Wertschätzung der Frauen. Offensichtlich wirbt Lukas um Toleranz bei den Männern. Alle Getauften gehören vollgültig zur Gemeinde Jesu Christi. Weder der soziale Stand noch der Naturstand begründen Abstufungen oder Zurückstellungen. Damit ist das Christentum eine „Alternativ-Polis“ für die antiken Zeitgenossen. Jene Bevölkerungsschichten, die aufgrund irgendwelcher Umstände aus den Ordnungsrastern herausgefallen waren und identitätslos geworden sind, konnten nun nicht nur soziologisch in eine vereinschafte „Alternativ-Polis“ eingegliedert werden, sondern fanden eine Lebensgemeinschaft, die durch Christus wesentlich geprägt und von Innen heraus begründete ist.

So läßt sich aufgrund der durch rhetorische Elemente erzeugten Hervorhebungen in der Komposition des „Lukas-Berichtes“ (in Form einer Vita Jesu) zeigen, daß es dem Verfasser darum ging, aufzuweisen: Das Christentum hat seinen Platz im Gesamtge-

füge der antiken Welt und muß sowohl durch Bekenntnis nach außen, als vor allem auch durch eine Konsolidierung nach innen im Sinne der ecclesia Jesu Christi seine Identität finden.
Ludwig Mödl

Haas, Johannes: Gelassen leben. 10 Tips von Johannes XXIII. Freiburg (Schweiz): Kanisius Verlag 1994. 64 S., brosch., DM 6,50.

Der Autor hat schon mehrfach etwas über Johannes XXIII. publiziert (auch in *GuL* 1984, 294–306). In diesem kleinen Büchlein bietet er dessen „Dekalog der Gelassenheit“ zur Besinnung an, der eigentlich recht bekannt ist. Man sieht ihn zuweilen sogar als Wandschmuck aufgehängt. Seine alltägliche Bedeutung wird einem jedoch erst aufleuchten, wenn man diese 10 so simpel erscheinenden Sätze tatsächlich betrachtet. Braucht man dazu Anregung und Hilfe?

J. Haas bringt den tieferen Gehalt dieses Dekalogs jedenfalls recht praktisch und verständlich ins Wort. Er berichtet nicht nur Begebenheiten aus dem Leben des gütigen Papstes, die seine Tips „Nur für heute“ sozusagen illustrieren, sondern er kommentiert sie zugleich aus eigener geistlicher Erfahrung und aus der des Franz von Sales. „Nur für heute“ – das kann entlasten und läßt gelassener werden. Also eine kleine spirituelle Fundgrube für den, der (ähnlich wie Johannes XXIII.) die Mitmenschen „alla buona“ nehmen möchte. *Franz-Josef Steinmetz SJ*

In Geist und Leben 3-1995 schrieb:

Joseph Bill SJ, geb. 1927, Priester- und Konvertitenseelsorger, Superior. – Exerzitien, geistliche Begleitung, Glaubensberatung, Spiritualität.

Peter Fonk, geb. 1955, Dr. phil., Dr. theol., Professor für Moraltheologie. – Dialog zwischen Moraltheologie, philosophischer Ethik und Humanwissenschaften.

Christoph Joest, geb. 1949, Dr. theol., ev. Pfarrer, Spiritual, Jesus-Bruderschaft Gnadenthal. – Exerzitien, Mönchtum, Patristik.

Ernst Schneck, geb. 1955, verh., Dr. theol., wissenschaftl. Assistent. – Pastoraltheologie, Geschichte der Seelsorge, Eremitentum.

Michael Schneider SJ, geb. 1949, Dr. theol., Professor für Dogmatik und Spiritual. – Hochschule/Priesterseminar Sankt Georgen in Frankfurt und in Limburg.

Joseph Wittig, geb. 1879, gest. 1949, ehem. Ordinarius für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und christliche Kunst an der Universität Breslau. – Schriftsteller.